Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 25 (1949-1950)
Heft: 6

Artikel: Rückkehr
Autor: Zgraggen, Yvette
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1069056

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rückkehr

Erzählung von
YVETTE ZGRAGGEN

Übersetzung von HEDI JACOT

Illustration von ANDRÉ ROSSELET

« Und hier dein Zimmer! » sagte Madame Lagarde. Sie öffnete die Tür und blickte forschend nach ihrem Sohn.

Oft hatte sie sich diesen Augenblick ausgedacht und sich Jean-Marcs Freude vorgestellt. Er aber stand unbewegt da.

« Danke, Mutter! » sagte er endlich, « du hast meine Vorliebe für Tulpen nicht vergessen. »

Und er betrat sein Zimmer. Sein Zimmer ... Zu Anfang, dort oben, hatte er in fast kindischem Heimweh davon geträumt: von seinem samtüberzogenen Diwan, seiner Bibliothek, seinen Bildern. All dies hatte er jetzt wieder und wunderte sich, so gar keine Freude darüber zu empfinden.

« Ich lasse dich allein und werde dich bald zum Nachtessen rufen », sagte Madame Lagarde.

Bevor sie sich zurückzog, wandte sie sich noch einmal nach ihrem Sohn um. Er war ihr etwas fremd geworden. Und dabei sind doch zwei Jahre eigentlich keine sehr lange Zeit ...

Als er allein war, ließ sich Jean-Marc in einen Sessel nieder und hielt Umschau. Ja, das war wohl der unveränderte Rahmen seiner Kindheit, dann seiner Jünglingsjahre. Dieselbe Tapete, überm Kopfende des Bettes gekreuzt noch immer dieselben chinesischen Dolche, derselbe Teppich, dieselben Nippsachen. Weshalb war er enttäuscht? Was hatte er eigentlich erwartet?

Er lehnte den Kopf an die Rücklehne des Sessels und schloß die Augen. Er war müde. Die andern begriffen nicht, woher er eben zurückgekommen war. Sie taten bloß dergleichen. Wie sollten sie auch begreifen können? Eine lange, ja eine lange Reise — aber nicht das Räumliche war da ausschlaggebend. Er war von einer Welt in eine andere hinübergewechselt.

Wie war doch die Sonne heute früh in fleckenlos blaßblauem, fast durchsichtigem Himmel aufgegangen! Die Berggipfel, einer um den andern, waren aufgeglüht im Goldlicht, welches sie alltäglich rein und wie neu machte. Eingehüllt in Lautlosigkeit war Jean-Marc im Sanatorium erwacht, das fast einem verlassenen Meerschiff glich. Nach und nach — während Jean-Marc sich anzog und die Koffer fertig packte —

hatte er sich aus der Nachtstarre zu lösen vermocht. Und zum letztenmal hatte er all die bekannten Geräusche vernommen und gestaunt, hierüber nicht froher zu sein: zum letztenmal die eilig trippelnden Pflegerinnenschritte draußen im Gang; zum letztenmal das fürsorglich-dumpfe Fensterschließen; zum letztenmal das Manövrieren von Räder-Betten; zum letztenmal das anonyme, unvermeidliche Hüsteln. Etwas später hatte er in der Halle seine Kameraden getroffen. Es waren nicht irgendwelche Kameraden; einmal mehr hatte Jean-Marc dies bestätigt gespürt, als er sich von ihnen verabschiedete. Was sie alle einte, war jener gemeinsame Widerstand gegen das Übel, jene für jeden dort gleichgerichtete Angst; vor allem aber war es ihre hektische Lebensgier. Und er hatte ihnen die Hand gegeben: sowohl jenen, die, wie er, abreisten, als auch allen den andern, die zurückblieben.

Drei dieser letzteren hatten ihn zur Station begleitet. Scharf wehte die Morgenluft. Die Berge ringsum standen jetzt ganz im Licht, und langsam neigte die Sonne sich dem Dorfe zu. Sie trabten allein der noch verschlafenen Straße entlang. Jean-Marc betrachtete seine Kameraden und fühlte keine Lust zum Sprechen. Bertrand hauptsächlich sah er an — Bertrand, der nicht gesund werden würde und es wußte. Auf den ersten Blick schien er ein junger Mann wie die andern auch, dieser Bertrand; kaum blasser, kaum dünner; ein Jüngling, der gern singt und lacht. Aber bei näherem Hinschauen gewahrte man — nicht weit entfernt — den wartenden Tod; sein Hauch schimmerte in den Augen, vibrierte auf Stirn und Wangen.

Heute morgen nun war Bertrand scherzend zum Bahnhöfchen hinunter geschlendert, von wo ihn kein Zug mehr hinunterfahren würde. Vom Leben « unten » hatte er geflunkert, von seiner Vaterstadt; gelacht hatte er. Und Jean-Marc hatte es durchzuckt: nie würde er dies Lachen vergessen.

Dann, auf dem Bahnsteig, hatten alle drei mit zum Wagenfenster erhobenem Blick dagestanden. Schon hatte Jean-Marc aufgehört, einer der Ihren zu sein. Bertrand, kleiner als die beiden andern, stand leicht gebeugt, schmal, lachenden Auges in ihrer Mitte. Wie der Zug zu fahren anfing, war Bertrands Ruf der lauteste gewesen: « Gute Reise! » Und er hatte gewinkt.

Weit hatte Jean-Marc sich hinausgelehnt. Und er hatte gesehen, wie Bertrands Hand abgesackt und daß das Lächeln seinem Gesicht abgenommen war wie eine Maske. Dann hatte der Tunnel die Bahn verschluckt, und weinend hatte Jean-Marc im Dunkeln gesessen. Am Tunnelausgang war das Dorf einen kurzen Augenblick noch zu sehen gewesen: der allzu spitze Kirchturm, die sehr farbigen Häuser, die Sanatorien ein bißchen überall hin verstreut, damit man sie nicht gleich sähe. Dies Dorf, wo man nun ohne ihn fortfahren würde, gegen die Krankheit zu kämpfen; zu hoffen, den Tod zu verneinen bis in die letzte Minute hinein — lag hinter ihm. All das war vorbei. War schmerzlich-schönes Erleben gewesen, das man keinem Menschen würde mitteilen können.

Jean-Marc erhob sich; mit flüchtig liebkosender Hand fuhr er über Schreibtisch, Bücher, Diwankissen. Vor zwei Jahren hatte in diesem selben Zimmer ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling über seine bedrohte Jugend geschluchzt und, zornig, zutiefst verletzt, mit der Krankheit gehadert, die seine Zukunft zu zerstören sich anmaßte. In welch eigensinniger Wut hatte er während der paar ersten Wochen dort oben versucht, die Einstellung des Gesunden beizubehalten, seine Krankheit zu verachten, sie als etwas ganz und gar nicht zu ihm Gehörendes zu übersehen. Er war allen gram, welche ihn umgaben; allen, welche ihre Krankheit als Wirklichkeit anerkannt hatten. Er verstrickte sich in die Idee, anders geartet zu sein als jene; trotzig mied er sie, um nicht über Röntgen, Fieber, Analysen sprechen zu hören. Starr hatte er sich an das Leben « von vorher » geklammert, an seine kurze Vergangenheit. Lange war er denn auch Jean-Marc Lagarde geblieben. Sohn eines wohlhabenden Industriellen, Student der Jurisprudenz, vielversprechender zukünftiger Advokat.

Dann — wie mochte dies vor sich gegangen sein? — war er zum Kranken unter andern Kranken geworden, eine Zimmernummer neben andern Zimmernummern, und nach und nach hatten sich das Leben « unten », dessen Nöte und Vergnügungen verwischt, waren wie untergegangen im wallenden Talnebel.

« Jean-Marc, das Nachtessen steht bereit », rief die Mutter von der anderen Türseite her.

« Ich komme », rief er zurück.

Bereits hatte sich im Eßzimmer die ganze Familie niedergelassen: sein Vater und seine jüngere Schwester, die er beide eben erst am Bahnhof getroffen hatte; dann auch Tante Berthe, Schwester seines Vaters, und Onkel Edouard, Bruder seiner Mutter. Hallorufe, gerührtes Küssen empfingen Jean-Marc:

« Was für ein großer Bursche! Ein junger Bergler! »

Erst etwas später entdeckte er Marthe, seine Jugendgespielin. Er ging auf sie zu — ungerührt. Seltsam, wie fremd auch sie ihm geworden war.

« Grüß Gott, Jean-Marc! »

Ernst schien ihr Antlitz. Sie hatte sich ein bißchen verändert. Hübsch war sie mit ihren grünlich schimmernden Augen, ihrem nach hinten gekämmten, blonden Haar. Und er dachte, daß sie, wenn die Krankheit nicht gekommen wäre, jetzt vielleicht miteinander verheiratet sein würden. Liebe, wie er sie früher für sie empfunden und die sie ihm halb und halb zugestanden, kam ihm nun als ein abstraktes Gefühl vor, als ein — wenn man sich ihrer zu erinnern versuchte — irgendwie abgestorbenes.

« Setz dich an deinen alten Platz! » sagte die Mutter zärtlich.

Gehorsam setzte er sich und entfaltete die Serviette. Ja, das Leben nahm seinen Fortgang, jenem gleich, das er vor zwei Jahren hier gelebt hatte. Er fühlte, daß alle um ihn herum sich Mühe gaben, ihn sein Abwesendgewesensein vergessen zu machen: das Leben geht weiter. Er versuchte zu lächeln: War da nicht all das wieder, nach dem er sich zu Beginn seines Bergaufenthaltes so oft gesehnt hatte: die bekannten Gesichter, die gewohnten Gesten, die üblichen Worte?

« Berthe, etwas Suppe? » fragte die Mutter.

Und Tante Berthes pikierte Antwort: « Nun, meine Liebe, du weißt doch, daß ich nie Suppe nehme! »

« Suppe, Edouard? »

Geschäftig hielt der joviale Onkel Edouard seinen Teller hin, während Tante Berthe, die ihn nicht leiden mochte, ihm einen ihrer stechenden Blicke zuwarf.

Wirklich, das Leben ging weiter. Jean-Marc beugte sich über seinen Teller. Dort oben der weißgetünchte Eßsaal, wo 's nach Desinfektion roch wie übrigens im ganzen Haus . . . Bertrand . . . Man sollte ihn vergessen können. Leicht würde dies nicht sein. Jean-Marc empfand für ihn ein das Erbarmen streifendes Gefühl; es war weder Erbarmen noch Mitleid. Eher eine Art Freundschaft, ein Zusammenhaltenwollen und -müssen, wie unter Waffenbrüdern. Hatten sie doch, sie beide, ein und dieselbe Feindin bekämpft — mit dem einen unerklärlichen Unterschied: er, Jean-Marc, war aus diesem schauderhaften Kampf als Sieger hervorgegangen, während Bertrand besiegt zurückblieb. Wahrlich, rätselhaft sind die Gesetze, nach welchen der Tod seine Opfer sich wählt — kapriziös und grausam wie die Krankheit, seine Verbündete.

« Jean-Marc », räusperte sich Onkel Edouard verlegen. « Bevor wir diese Mahlzeit beginnen, möchte ich dir sagen, wie sehr wir alle uns freuen, dich heute wieder als einen der Unseren da zu wissen. »

Er unterbrach sich, hüstelte, suchte auf dem Tellergrund nach herumschwimmenden Einfällen und fuhr dann fort:

« Als Genesenen, kräftig wie ehedem, voller Leben, voller Jugend . . . »

Madame Lagarde hielt ihn zurück: « Sprechen wir ihm nicht mehr von alledem! Wenden wir doch dieses Blatt um, dessen Text er bald vergessen wird! »

« Selbstverständlich! » fiel Monsieur Lagarde lebhaft ein.

« Ein Malheur war's, ein dummer Jungenstreich — eine Lehre ganz einfach, die ihm beigebracht haben dürfte, jetzt besser für sich Sorge zu tragen! »

Jean-Marc konnte ein Lächeln nicht unterdrücken: dieser Starrsinn seines Vaters, seine Krankheit auf das Konto von Unvorsichtigkeit, die leicht hätte vermieden werden können, zu buchen! Er konnte und wollte ganz einfach nicht zugeben, daß sein eigener Sohn mit Anlagen zu Tuberkulose behaftet war. Ehrensache!!

Tante Berthe sagte: « Ich wiederhole, was ich immer schon betont habe: dieser Bub ist allzu verzärtelt und verhätschelt worden, als er klein war. Dann kommt ein erstes Lüftchen und hopp! ... er läßt sich unterkriegen! »

« Aber, aber! » unterbrach Onkel seine langjährige Gegnerin musternd. « Nie noch hat harte Erziehung einem Kinde gut angeschlagen! Albernes Altjungferngerede! Im Gegenteil! Ich behaupte, wenn man den Kleinen da nicht überanstrengt hätte durch Lernen, Studieren, Klavierstunden und all den übrigen Klimbim, so wäre er jetzt gesund und munter wie ihr und ich! »

« Nicht zu vergessen: ab und zu ein Glas Wein, um ihn zu stärken! » flötete Tante Berthe perfide-säuerlich.

« Bravo! » rief Onkel Edouard. « Ein Glas Wein nicht zu vergessen! Wein hat noch keinem geschadet! »

« Vernünftig dosiert — dann vielleicht! » entgegnete Tante Berthe zweideutig-gehässigen Tones.

Und mit Würde Onkel Edouard: «Gewiß, ich bin ein Säufer! Das wolltest du doch schon lang andeuten? Was meine Meinung darüber betrifft: ich ziehe einen Säufer einer ... »

« Nun, nun Edouard! » schob Madame Lagarde begütigend ein. « Keine Diskussionen an einem *solchen* Tag! »

Und wie nahm das Leben seinen Fortgang! Dieselben Sätze, dasselbe kleinliche Gebaren, dieselben Sticheleien, Dispute. Jean-Marc fühlte sich plötzlich einsamer denn einsam. Er schaute auf die schwei-

RAHMEN-SCHNOERKEL

Von Fred Stauffer

KUNSTKRITIKER

Die Kunstkritiker haben ihre Parallele in der Zoologie: Auf dem Walfisch lebt eine Laus, die sich einbildet, sie verursache die Fortbewegung des Kolosses.

Die Kritiker sollten die Kunst mit dem Lichte ihres Geistes erhellen. Statt dessen vernebeln sie sie mit ihrem Rauch.

Kritiker reden von Kunstwerken wie Eunuchen von den Liebesnächten ihrer Haremsdamen.

Kritiker unterliegen in hohem Maße einem Journalistenlaster: Weil sie Sätze schreiben können (was man in der Sekundarschule lernt), glauben sie, sie dürften über alles Sätze schreiben.

Für den Kritiker ist das Kunstwerk nur ein Vorwand zur Selbstbespiegelung. Und dafür ist ihnen ein Spiegel noch bald einmal gut genug.

Kritiker sind Zwischenhändler, die Früchte aller Art in dasselbe, vorher abgestempelte Papier einpacken.

Die Unmöglichkeit einer Kritik der Kritik legalisiert die Ohrfeige als Waffe des Künstlers — wenn er der physisch Stärkere ist.

Künstlerjuroren sind Dilettanten der Kunstkritik — es gibt sehr begabte Dilettanten.

Der Künstler kann durch sein Werk unsterblich werden, der Kritiker kann sich nur unsterblich blamieren.

Es gibt Ausnahmen.

Diese, aus dem « Mitteilungsblatt der Gesellschaft Schweiz. Maler und Bildhauer » abgedruckten Glossen waren natürlich für internen Gebrauch, das heißt, zur Erheiterung der Kollegen, bestimmt. Aber gerade deshalb sind sie auch für Nichtkünstler interessant geworden.

gend ihm gegenübersitzende Marthe. Ja, sie war anders geworden; fraulicher ... Ob sie wohl verlobt war? Viel wußte er kaum mehr von ihr; denn der Briefwechsel — und dies wohl durch seine Schuld — hatte sich auf ein kühl-unpersönliches Minimum reduziert.

Monsieur Lagarde nahm das Gespräch wieder auf: « Was soll nun aus diesem jungen Mann da werden? Hast du dir hierüber schon Gedanken gemacht, Jean-Marc? Hast du die Absicht, dein Studium wieder aufzunehmen? »

Jean-Marc hatte sich darüber noch keine Gedanken gemacht. Wie war all denen hier beizubringen, daß es dort oben gar keine Zukunft gab? Daß die Zeit eine Reihenfolge gleichförmiger Tage war — Tage, rhythmisch eingeteilt in Liegekur, Mahlzeiten, Spazierengehen — namenlos gewordene Tage, gelassen dahinschwebend.

« Hoffentlich nicht! » sagte Tante Berthe. « Wär's nicht Zeit, ihm beizubringen, wie man sein Brot selber verdient? »

Madame Lagarde legte die Linke auf ihres Sohnes Hand: « Vorderhand wird er sich noch etwas schonen. Man soll nichts überstürzen! »

« Aber ja! » fuhr seine Schwester Simone ungestüm dazwischen, « hoffentlich läßt man den armen Kerl etwas Atem holen, und zwar so, daß er Zeit hat, mir bei diesen verflixten Mathematikaufgaben zu helfen! »

Tante Berthe näselte spitz: « Natürlich! Es ist ja so einfach, auf die andern zu zählen! Nicht wahr? Mir scheint, ein junges Mädchen von siebzehn Jahren sollte doch wahrhaftig imstande sein, sich allein zu helfen! »

« Meine arme Berthe, laß doch die Kinder in Ruh! » schmunzelte Onkel Edouard. « Wenn sie auf dich hörten, würden sie innert kurzem genau so griesgrämig und langweilig wie du! »

« Und wenn sie auf dich hörten » — Tante Berthe stotterte vor Empörung — « würden sie wie du zu Nichtsnutzen, zu Tagedieben, zu ... »

Früher hatte Jean-Marc jahrelang derartigen Szenen belustigt beigewohnt. Die jetzige tat ihm weh. Er spürte eine große Leere zwischen sich und diesen Gestalten da, die sich um ihn herum aufgeregt gebärdeten und gar nicht merkten, wie eingekapselt sie dahinvegetierten in ihren kleinlichen Sorgen, ihren dummen Groll-Anfällen, ihrem Egoismus! Noch wußte er nicht genau zu umschreiben, was sich ihm während der letzten zwei Jahre geoffenbart hatte. Vielleicht ganz einfach die grenzenlose Schwäche des Menschen, dann aber auch seine wunderbaren Hilfsquellen. Des Menschen physische Not — und dann das Begütigende, Weite, Tröstliche, Große —: die Kraft der Seele, die das Leid verleiht? — Wieder sah er Bertrand vor sich, dessen verzweifeltes, fast unmenschlich scheinendes Ringen, seine Hoffnung, die sich wundstieß an der Wirklichkeit, seine heiße Liebe zum Leben, an die er sich bis zuletzt noch klammern würde. Jean-Marc senkte den Kopf. Daß es so schwer sein würde, zu den Lebenden zurückzukehren, hatte er nicht geahnt.

Große Erleichterung durchströmte ihn, als die Tafel aufgehoben war und man in den Salon hinüber ging.

« Ich bin doch etwas müde ... erlaubt ihr, daß ich mich zurückziehe? » fragte er.

« Müde?! » wiederholte sein Vater ängstlich-unzufriedenen Tones.

« Wohl von der Reise », besänftigte Jean-Marc.

Einmal mehr spürte er, wie sehr der Vater sich dieser seiner Krankheit schämte, als ob sie ein Laster wäre, welches durch den Sohn auch ihn schlage. In welch bittern Worten hatte der Vater damals vor zwei Jahren unterstrichen, betont, daß in der Familie noch gar nie ein Fall von Tuberkulose vorgekommen wäre. Auch er, Jean-Marc, hatte sich zuerst geschämt. Jetzt aber fühlte er sich durch sein Erleben wie erhaben, gesichert gleichsam; bloß konnte er's nicht in Worte kleiden.

Sein Rückzug löste einen Sturm familiärer Zärtlichkeit aus.

Seltsam schimmerten Marthes Augen. Sie bot ihm die Hand:

« Gute Nacht, Jean-Marc! »

In seinem Zimmer warf er sich auf den Diwan. Lächerlich, dies Weinenwollen! Er versuchte, sich über sich selber lustig zu machen: ‚Vor zwei Jahren heulte ich, weil ich krank war; jetzt möchte ich weinen, weil ich gesund geworden bin!‘ Tiefer bohrte er den Kopf ins Kissen, und so, geborgen in Dunkelheit und Stille, wurde er ruhiger. Plötzlich spürte er eine sachte Hand über seine Haare gleiten.

«Ich bin es, Jean-Marc», sagte Marthe mit sehr leiser Stimme.

Heftig wandte er sich um; hatte man ihn nicht schon übers Maß hinaus gequält heute abend?

Doch seine Heftigkeit zerbrach vor Marthes Blick. Sie setzte sich zu ihm hin.

« Ich glaube, ich verstehe dich », sagte sie, « schon während der ganzen Mahlzeit.»

Er schob ihre streichelnde Hand weg: ganz klein war sie, warm und wunderbar lebendig. Bertrands Hände trugen schon die Schatten des Todes. Marthes Hand aber war gut.

Sie sprach weiter: « Jean-Marc, du weißt es wohl nicht — aber diese zwei Jahre — ich habe auf dich gewartet. Vielleicht bildete ich mir ein bißchen ein, daß du nach deiner Rückkehr mich nötig haben könntest — um nochmals leben zu lernen. »

Schweigend setzte er das Spiel mit ihren Fingern fort.

Sie lächelte schüchtern: « Hast du mich noch lieb? »

Er hob den Blick. Ja, ansprechender noch als früher war dies ernste Gesicht. Auch die Augen hatten das Kindsein abgetan. Und es schien ihm, ihr Reifwerden vibriere im Rhythmus, der auch ihn hatte sehend werden lassen — so, als ob sie, was er erfahren, auch erfahren hätte. Mit zögernder Hand griff er nach ihrem Haar. Noch wäre es verfrüht gewesen, zu wissen, ob er sie liebte. Die Welt dort oben — sie hielt ihn noch in ihrem Fluidum gefangen. Die Welt dort oben — als mächtiger Eisberg zog sie majestätisch durch die Gefilde der Zeit.

« Es macht nichts », sagte Marthe, als er keine Antwort fand, « auch das kann ich dich wieder lehren. »

Richtiges Schweizerdeutsch

Schrifttüütsch	Baasel	Bäärn	Schaffuuse	Züri
Gemüse und Gewürze	*Gmies und Gwyrz*	*Gmües und Gwüürz*	*Gmües und Gwüürz*	*Gmües und Gwüürz*
Mangold (Rippen der Mangoldblätter)	Grutstiil	Chrutstile, (Luzern: Chruudstirzel)	Chruutstiil (vom Mangelchruut)	Chruutstil
Kümmel	Kimmi	Chümi	Chümich, Chümi (Thurgau: Chümmech)	Chümi
Möhre, Mohrrübe (Karotten)	Riebli, Gäleriebli, Garettli	Sooßerüebli	Garöttli	Garöttli
Weiße Rübe	Wyßi Riebe	Wyßi Rüebe	Reibe, Rääbe	Rääbe (Einzahl: a Rääb)
Runkelrübe	Runkelriebe, Durlips	Runggelrüebe	Runggele, Ruebe	Runkelruebe, Runggelruebe, Runggle

Zusammengestellt von Prof. Bruno Boesch, Bund für Schwyzertütsch.